



DIE TRAGÖDIE DER STRAFKOLONIE VON PAUL RUSCART

IV.

Ein neues Leben beginnt.

Man hat zu Raymond-le-Chourineur gesagt:

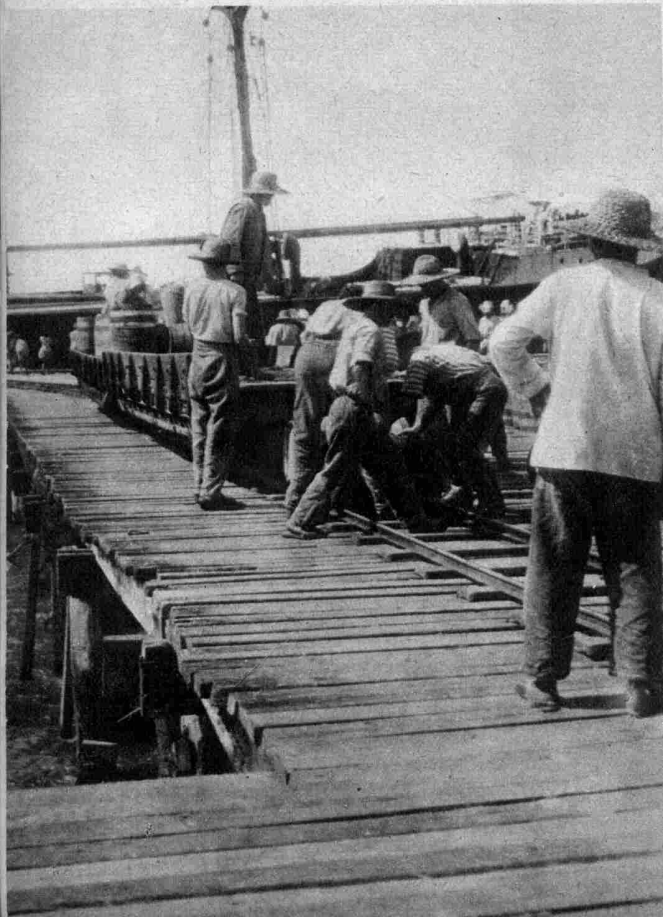
— Der einzige Weg führt über den Ozean.

Aber er versteht nicht, daß der Urwald und die Wildnis gefährlicher sind als der Ozean. Raymond ist kein Seemann; das Schaukeln und Kollern des „La Martinière“ während einer Ueberfahrt, die sechzehn Tage gedauert hat, haben in ihm schlimme Erinnerungen zurück gelassen. Man würde sich ebenso gern einer Nußschale anvertrauen.

Um die Wahrheit zu gestehen, er kann sich nicht gut vorstellen, allein in einer dieser Piroguen zu sein, Tage und Nächte lang, auf einem entfesselten Meer, in Gesellschaft von lauernden Haien, deren dunkle, spitze Schnauzen im Kielwasser des Bootes immer wieder auftauchen.

Gewiß, es gibt viele dieser Händler, die aus allen Umständen Geld zu machen wissen und von der brasilianischen Küste Kleinvieh und Geflügel nach Guayana bringen. Sie kehren nicht gern ohne Ladung heim, versteht sich. Aber in Guayana werden nur Sträflinge gezüchtet. Für die Rückreise ist dies die einzige mögliche Fracht, obendrein eine Fracht, die bezahlt. Sie marktet nicht viel. Sie zahlt für die Freiheit, eine seltene und köstliche Ware.

Sträflinge in St. Laurent bei der Zwangsarbeit.



Aber Raymond ist mißtrauisch.

Einmal ist er „geliefert“ worden, er will es nicht ein zweites Mal werden.

Nun wimmelt es im Bagno von „Verrätern“. Mitgefangene haben Raymond oftmals gewarnt.

Nur sich selber trauen, ist der weise Rat, den es stets erhält.

Vor allem die Chinesen mit der Schnauze, die beständig die Gelbsucht hat und deren knochiges Gesicht aussieht, als ob es fehlerhaft gewalzt sei, sind wenig vertrauenswürdig. Sie stecken Anzahlungen ein und trachten hierauf danach, die Prämie einzustecken, die die „tentinaire“ denen zahlt, die einen Sträfling angeben, der die „belle“ vorbereitet.

Wenn er darüber nachdenkt, zieht Raymond den Urwald und die „Brousse“ doch vor.

Dort kann man wenigstens auf sich selber rechnen, und das wird man Raymond nicht ausreden, daß ein „Parigot“ sich aus der Patsche zieht, wenn er nur festen Boden unter sich spürt.

Die gefleckten Schlangen kann man totschiessen.

Die Stechmücken und die Krabbenspinnen, die haarig sind, wie die Ratten, kann man zertrreten und zerquetschen.

Die Lianen kann man auseinander reißen.

Und Raymond blickt immer nach dem Wald u. der „Brousse“.

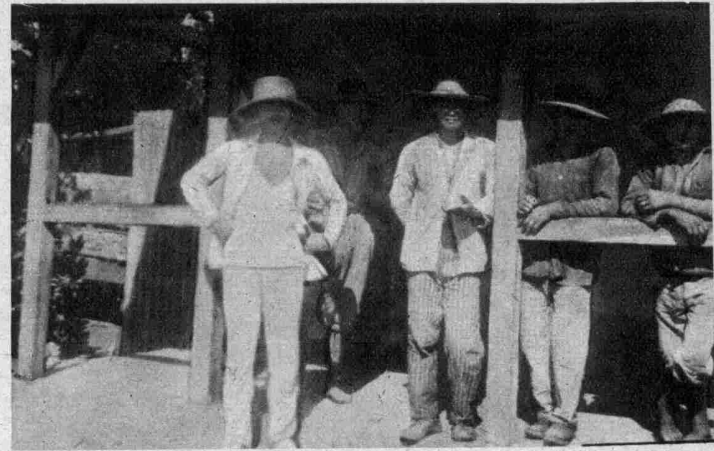
Der mörderische Urwald.

Raymond zuckt die Achseln.

Ihm genügt, zu wissen, daß im Walde Menschen leben, um sich zu sagen: „Ich kann dort auch leben, wenn es sein muß.“

Nachts träumt er von riesigen, glatten und hohen Bäumen, von grünen Domen durch die nur ein gedämpftes Licht dringt, von feurigen Lianen mit brennenden Aesten, von roten Ameisen, von Pumas, roten Affen mit gallertartigem Fleisch, von Kaïmans, die man trotz ihrem unerträglichen Moschusgestank auf dem Kohlenfeuer braten läßt, von Schlangen, Jaguaren, rosigen Flamingos, Agoutis, die die Kaninchen hier ersetzen, von Papageien, Mangos die nach Terpentinen riechen, von der ganzen Fauna und Flora des Urwalds.

Er stellt sich vor, wie er sich mit dem breiten Messer einen Weg bahnt durch das unentwirrbare Lianengestrüpp, und mit einem Schnitt in jene milchspendende Pflanze deren köstlicher Saft fließen tut, wie er die



Chinesische Sträflinge im Lager von Louvon.

blauen, roten und goldfarbenen Falter vor sich hertreibt.

Er träumt auch von einem tüchtigen Schluck „Tafia“. Aber in seinen Träumen sogar will er nichts wissen vom Alkohol, der auf einen kurzen Augenblick stärkt, der aber auf die Dauer, den stärksten Mann unterkriegt.

Und wenn das Jucken, das ihm der Stich der Moskitos verursacht, unerträglich scheint, oder wenn das Fieber der stechenden Sonne ihn verbrennt, so taucht er, im Traum natürlich, in ein köstliches Bad von grünen Zitronen unter.

Raymond-le-Chourineur weiß, daß entflohene Sträflinge in der „Brousse“, zwischen dem Eisenberg und dem Bleiberg ein elendes und mühseliges Leben fristen, umlauert von wilden Tieren, Moskitos und Fieber, dem Schlamm der Ströme und dem unaufhörlichen Regen, dem strömenden Regen Guayanas.

Er weiß, daß es keine einfache Sache ist, sich durch die Brousse zu schlagen.

Er weiß, daß die Regierung von Guayana von Zeit zu Zeit Expeditionen auschickt in die Wildnis, um die entflohenen Sträflinge einzufangen, und daß es dann heißt die Hütte, die man sich aus Laubwerk und Gezweig gebaut hat, im Stiche lassen und nach der Hochebene flüchten.

Aber er weiß auch, daß diese Expeditionen besonders den Senegalesen und Gendarmen zum Verderben gereichen, die gegen die Tücken des Urwalds anzukämpfen haben und gegen die Hinterhalte der Schützen, nach denen sie fahnden.

Raymond-le-Chourineur arbeitet am Brückenbau von Saint-Laurent-du-Maroni.

— Dort drüben ist es, flüstert ihm sein „Fada“ zu. Drei Kilometer weiter ist die Strommündung, wo Julot Aufseher ist.

In diesem Augenblick zwingt ein Regenguß die Wärter, ihren Regenschirm aufzuspannen.

Der Kumpan, der nackt im strömenden Regen steht, sagt leise:

— Das Boot gehe ich nach Albina holen. Die Holländer haben prachtvolle Fahrzeuge. In der Bucht hat Julot bereits ein